



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine Briefe der Grenzboten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entstanden seien. Er bejahte dieselbe ohne Weiteres und erklärte, „kein vernünftiger Rechtsgelehrter könne darüber heute zu Tage noch den leisesten Zweifel hegen.“ Die Machtvollkommenheit, die er sich und seinen Collegen dabei vindicirte, war eine ziemlich ausgedehnte. Jedermann weiß, daß dasselbe Thema früher von preussischen Juristen eifrig discutirt ward und die liberalen unter ihnen sich darüber vereinigten, das Gesetz über Einführung von Provinzialständen garantire uns bereits eine Art von Verfassung, und der Richter sei demnach verpflichtet, darauf zu achten, ob die betreffenden Verordnungen in vorgeschriebener Weise den Landständen zur Begutachtung vorgelegt wären. Hören wir nun den Temme von 46! Allerdings, im Principe erkennt er dies an, aber „im absoluten Staate ruht auch die legislative Gewalt unbeschränkt im Staatsoberhaupte. Der Regent, so wie die Gesetze allein aus seinem Willen hervorgehen, kann sie auch allein aus diesem wieder aufheben. Auch das Gesetz vom 5. Juni 1823 ist eben nur ein Gesetz.“ Das ist denn doch eine Philosophie, die wenigstens nicht nach Radicalismus schmeckt. „Indessen,“ fährt der freundliche Mentor fort, um den trauernden Telemach über den völligen Umsturz der eben aufgestellten Maxime zu trösten, „indessen ist an die Stelle einer geschriebenen und garantirten Verfassung bei uns das Band eines unerschütterlichen Vertrauens zwischen dem Regenten und dem Volke getreten.“ Nun, wir sind billig eben so erfreut als verwundert, Herrn Temme hier auf dem Boden „eines unerschütterlichen Vertrauens“ zu finden.

Wenn wir in der eben citirten Stelle einen Passus aus den vormaligen Thronreden und Cabinetsordres zu hören glauben, so sehen wir Eichhorn redivivus vor und in dem Kapitel über die Ehe. Hier wird tief beklagt, daß „die evangelische Kirche den sakramentalischen Charakter der Ehe aufgegeben, indem diese dadurch als religiöse Institution vielfach bloßgestellt sei. Um den Begriff derselben richtig aufzufassen, müsse man von ihrer Heiligkeit ausgehen.“ Ja, in wahrhaft antediluvianischem und völlig contrerevolutionärem Entsetzen fügt der Ehrenmann in einer Anmerkung noch hinzu: „In neuerer Zeit sucht sich sogar der Vorschlag einer bloßen Civilehe geltend zu machen!“

Solches war der Temme von 1846, zwei Jahre vor der glorreichen Revolution!!

Kleine Briefe der Grenzboten.

I.

An H. A. Oppermann in Hoya.

Ihr vortreffliches Werk „Hannoversche Zustände seit dem 24. Februar 1848“ (Bremen, Hefse) veranlaßt uns, geehrter Herr, zu einigen Bemerkungen. Einer Empfehlung bedarf dasselbe nicht. Sie gehen zwar in Ihrer Darstellung, wie billig, von einem bestimmten Parteistandpunkte aus; aber sie werden jedem andern Standpunkt gerecht. Es würde für unsere Selbstkenntniß nur förderlich sein, wenn uns eine

Reihe ähnlicher Schriften den genauern Einblick in die localen Verhältnisse unsers Vaterlandes verschafften.

Ihre Kritik der einzelnen Verordnungen, Beschlüsse u. s. w. können wir nicht verfolgen; sie trägt das Gepräge der Wahrheit, zu einer nähern Würdigung fehlt uns der locale Blick. Aber in zwei wesentlichen Punkten treten Sie der Politik Ihres gegenwärtigen Cabinets principiell entgegen, und berühren dabei Fragen, die auf das Wesen unserer Gesamt-Entwicklung Bezug haben. Ueber diese Opposition können wir es uns nicht versagen, einige Bemerkungen zu machen.

Von allen Männern, welche gegen die Rechtsgiltigkeit der hannoverschen Verfassung Protest einlegten, war Stüve derjenige, dem die öffentliche Meinung das meiste Gewicht beilegte. Wie nun in der Bedrängniß der Märzereignisse ziemlich alle deutschen Staaten sich veranlaßt sahen, der bisherigen Opposition die Leitung der Geschäfte anzuvertrauen, so war es auch in Hannover keinen Augenblick zweifelhaft, daß Stüve die eigentliche Seele der neuen Regierung sein werde. Der erste Tadel, den Sie gegen ihn aussprechen, ist nun der, daß er unbefehlen in das schon gebildete Cabinet Benningsen eintrat, welches zum großen Theil aus andern politischen Nuancen bestand und es nicht vorzog, aus seiner Partei ein eigenes zu bilden.

In wie weit im Einzelnen dieser Tadel gegründet ist, kann man nur beurtheilen, wenn man die Persönlichkeiten gegenwärtig hat; doch scheint der Umstand, daß bei allen wichtigen Regierungshandlungen gerade Stüves Persönlichkeit hervortrat, dafür zu sprechen, daß die alten Bureaukraten sich eher ihm anschlossen als umgekehrt. Für die Consistenz einer neuen Regierung ist eine solche Verschmelzung der alten Elemente nur vortheilhaft.

Bedeutender ist aber der zweite Vorwurf. Seit acht Jahren hat Stüve die Rechtsgiltigkeit der Verfassung von 1840 angefochten, und nun baut er plötzlich auf diesen Rechtsboden seine weitere Reorganisation des Staats, anstatt entweder auf die alten Stände von 1831 zurückzugehen, oder, wofür Sie Sich entscheiden, eine constituirende Versammlung einzuberufen. Dagegen ist Folgendes zu sagen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Verfassung von 1831 eine Rechtsverletzung bildete; eben so unzweifelhaft, daß die neue Verfassung in jeder Beziehung viel schlechter war als die alte. Aber die Geschichte der letzten 8 Jahre läßt sich nicht streichen: der Rechtsweg führte durch die Verfassung von 1840, wenn auch mit Ueberwindung derselben. Die Form ist das Wesen des Gesetzes, wenn sie auch nur eine Fiction ist, wie es bei den römischen Juristen häufig vorkommt. Unter dem Einfluß des neuen Geistes sind die alten Stände die alten nicht mehr, aber sie repräsentiren die Anerkennung der neuen Zustände von Seiten der widerstrebenden alten Mächte. Der Weg der einseitigen Gewalt ist überall einfacher, aber ein kurzer Weg, den man wieder zurückgehn muß, ist der längste. Das ist der Weg aller constituirenden Versammlungen, aller Revolutionen. Der preussische Staat hat es schwer gehüßt, daß er seine Verfassung einer Constituante überließ, statt sie von dem alten Landtag votiren zu lassen.

Der zweite Vorwurf betrifft die bekannte Ministerialerklärung vom 8. Juli in Betreff der Centralgewalt. Sie war so ungeschickt und unzeitig als möglich, das geben wir zu. Wenn es nach unserm Wunsch ging, so sollten die einzelnen Staaten gar keine Stimmen haben, wo es sich um die Verfassung Deutschlands handelt, wir kämen dann weit schneller zum Ziel. Aber sie haben die Macht, ihre Stimmen abzugeben, und sie haben das Recht dazu; bringt man sie mit Gewalt zum Schweigen, so entsteht ein Zustand der Rechtlosigkeit, der ohne Dauer ist. Der Weg des Vertrags ist ein mühevoller, dürrer, langweiltiger; aber er allein führt zum Ziel. Ist die Gemeinsamkeit der Interessen, die uns verbinden sollen, die Gemeinsamkeit der Sympathien wirklich so groß, daß sie den Eigensinn des Particularismus überwindet, so wird sie im nüchternen Vertrage nicht weniger Gewalt ausüben, als in dem ideellen enthusiastischen Gebot des souveränen Volkswillens.

2. An Robert Ottensoffer in Berlin.

Lieber Herr Ottensoffer! Sie beschweren Sich, daß einer unserer Correspondenten in dem Aufsatz: „Wahlscenen in Berlin,“ Ihnen Bonmots in den Mund gelegt habe, über deren apokryphische Natur Sie Sich nicht stark genug aussprechen zu können glauben.

Wir können nicht wissen, ob die vortrefflichen Einfälle, welche jene Correspondenz Ihnen beilegt, Ihnen wirklich angehören, oder ob sie nur Erzeugnisse des Berliner Volkswitzes sind. Haben Sie etwas von der „mythenbildenden Substanz“ gehört? Wahrscheinlich, Sie sind zwar nur ein ungelehrter Mann, ein „Schriftführer des Volks,“ der — um Ihre eignen Ausdrücke zu gebrauchen — „mit seinen, wenn auch geringfügigen, doch wenigstens gutgemeinten Opfern für die Sache der Freiheit und der Vernunft dereinst von der Geschichte wird in Vergessenheit begraben werden“ —, aber Sie sind ein Berliner, und dort pflanzen sich ja die Junghegel'schen Phrasen in die Bierkeulen fort. Mit der mythenbildenden Substanz hängt es aber so zusammen.

Der Volkswitz hat das Bedürfnis, seine Vorstellungen in Geschichtchen rhapsodisch auszumalen. Entweder fingirt er ideale Personen, die nichts weiter sind, als Träger dieser Vorstellungen, oder er nimmt einen schnurrigen Kauz, wie Sie, einen Hans in Gassen, eine burleske Figur, die alle Welt kennt, und idealisirt so die in der Erscheinung nicht besonders anziehende Persönlichkeit zu einem humoristischen Wesen. Erschrecken Sie nicht, lieber Herr Ottensoffer! Sie sind nicht mehr bloß ein wirkliches lebendiges Wesen, nicht mehr bloß Robert, sondern Sie sind ein Ideal, eine Abstraction, eine Maske, der Pierrot der Volkswitze. Sein Sie stolz darauf! Sie theilen dies Schicksal mit dem alten Fritz, dem man auch apokryphische Anekdoten untergeschoben hat, und er war doch ein besserer Mann als Sie. Sein Sie nicht zu bescheiden! Nicht die Geschichte, aber die Sage bürgt für Ihre Unsterblichkeit; Ihr Name wird so lange dauern, als der des Herrn Buffey oder Nante, obgleich diese nie gelebt haben. Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist köstlich, denn das Gemeine, es geht klanglos zum Orkus hinab.

Sie sind ungehalten darüber, daß wir uns nicht entblößen, drollige Züge von den Märtyrern der Freiheit zu erzählen, namentlich „im rothen Fgel“ und „im grünen Baum.“ Von den Wiener Radikalen sind einige erschossen, Sie sind auf der Spandauer Chaussee geprügelt worden, worin das Martyrium der Frankfurter Linken besteht, wissen wir zwar nicht, aber wir zweifeln nicht daran, daß sie in Sachen der Freiheit irgend einmal beschädigt worden sind. Also Ihre Stelle im Kalender der Freiheitsheiligen bleibt Ihnen unbestritten. Leider sind wir nicht katholisch, bei uns wird Cartouche durch sein Leiden und Sterben nicht canonisirt. Auch Falstaff ist gestorben, und Shakespeare hat doch Späße über ihn gemacht. Sehen Sie, lieber Herr Ottensoffer! wir sind eingefleischte Protestanten, es hält schwer, uns zu imponiren.

Zum Schluß versprechen Sie, uns in der „Tagespresse“ zu besprechen. Wenn Sie aber den Wunsch haben sollten, von uns gelesen zu werden, so müssen Sie es uns zuschicken, denn muthmaßlich wird diese „Tagespresse“ einer Atmosphäre angehören, in die unsere „schöngeistige Sippchaft“ sich nur selten verirrt.

Nehmen Sie zum Dank Ihrer freundlichen Absicht, uns zu unterhalten, eine Geschichte, die Ihrem radicalen Herzen Freude machen wird, aus unserm Sachsen. Man fragte einen unserer Urwähler: „Aber warum wählt Ihr Bauern, wenn Ihr doch einmal einen aus Eurer Mitte in die erste Kammer schicken wolltet, gerade den Dümmlsten unter Euch? einen Menschen, von dem Ihr alle wißt, daß er nicht drei Worte zusammenhängend sprechen kann? der keine einzige hervorstechende Eigenschaft hat, als ein ewiger Krakehler zu sein in allen Bierstuben und vor allen Gerichtsbänken.“ — „Ja sehn Sie, er brauchts! 's ist ein armes Luder!“ —

Leben Sie wohl und erhalten Sie uns Ihr Wohlwollen.